

# Ansprache zum Tag der Heimat 1995

*Hans Kapfhammer*

*Dem Andenken von Dr. Leo Hans Mally (1901-1987) gewidmet*

Als ich anfangs August mit der Niederschrift des Vortrags begann, las und hörte man Tag für Tag von Hunderttausenden Bosniern, Kroaten, Serben, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder flohen, sei es aus Angst vor der Rache der Sieger oder aufgrund ethnischer Säuberungen – ein neues Wort für Zwangsumsiedlung und Vertreibung. Man sah auf dem Fernsehschirm die trostlosen Trecks, die hoffnungslosen, stumpfen Gesichter der Verlierer und die der jubelnden erbarmungslosen Sieger. Erschütternde Bilder – und das im Jahre 1995, dem Jahr, in dem die Welt und vor allem unser Volk, zutiefst aufgewühlt, des Endes des furchtbaren Zweiten Weltkriegs vor 50 Jahren, der Flucht und brutalen Vertreibung von 11,8 Mio. Deutschen aus den Ländern Mittel-, Ost- und eben dieses Südosteuropas gedachte, in dem jetzt wieder gemordet und vertrieben wird, in diesem Jahr, in dem wir uns der Verbrechen wieder erinnern mußten, durch die nationalistischer Größen- und ideologisch verblendeter Rassenwahn den Namen und die Ehre unseres Volkes geschändet haben. Wie hatten wir gehofft, daß nach der friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands und dem Auseinanderbrechen des Sowjetimperiums die kalten und heißen Kriege, Kriegsverbrechen, Ausgrenzungen und Vertreibungen religiöser und ethnischer Gruppen ein für allemal zu Ende seien. Übereifrige wollten gleich Bundeswehr und Nato auf den Müllhaufen der Nachkriegsgeschichte werfen. Und nun das!

Angesichts dieser neuen Verbrechen, neuen Vertreibungen und neuen Großmachtdenkens, das wieder Hunderttausende auf die Straßen trieb, während die Welt fast untätig zuschaute, bekam für mich der „Tag der Heimat“, den die Stadt auch heuer wieder begehen wollte, einen Sinn. Nach meiner Zusage hatte ich eine Phase durchlebt, in der ich mich fragte, ob es sich noch lohne, diesen „Tag der Heimat“ zu feiern, den die Vertriebenenverbände vor Jahren eingeführt hatten, um ihrer Heimat zu gedenken, aus der sie geflohen sind oder vertrieben worden waren, auch um ihr Recht auf die Heimat zu bekräftigen. Die Stadt hat dann den „Tag der Heimat“ als eine Ehrenpflicht übernommen. Allmählich schien er mir aber zu einem der üblichen Gedenktage verkümmert zu sein, für den sich kaum ein Junger, ob Flüchtlingskind oder nicht, interessierte, zu dem hauptsächlich die Vertreter der Vertriebenenorganisationen, einige Stadträte und die Deggendorfer, die sich wegen ihrer Ämter verpflichtet fühlten, kamen. Ist nicht das Bürgerfest, dachte ich ketzerisch, der eigentliche, sinnvollere Heimattag, bei dem alle, jung und alt, fröhlich mit- und nebeneinander auf den harten Bänken beisammensitzen, vorausgesetzt allerdings,

daß nicht Damen-Schlammcatchen und Damen-Boxen wie anderweitig „zur heimatlichen Vergewisserung“ erhalten müssen. Das war ein Zitat.

Zum erneuten Nachdenken über sinnstiftende Kraft und zu hinterfragenden Wert der Heimat motivierte mich aber auch die neue Situation, die durch die Öffnung der Grenzen nach Osten eingetreten war. Die Vertriebenen konnten nun ja unbehelligt ihre alte Heimat besuchen. Sie konnten mit den Menschen reden, die jetzt in ihren Häusern, Wohnungen, Dörfern und Städten wohnen. Sie konnten die umgefallenen oder umgestürzten Grabkreuze wieder aufrichten, verwahrloste Kapellen restaurieren, auf den Wiesen umhergehen, wo ihre Einöden, Weiler oder Dörfer gestanden hatten. Sie konnten endlich das tun, wonach sich ihr Herz jahrelang verzehrt hatte, was so viele Alte nicht mehr erleben durften.

Ich fragte mich aber: haben sie nicht erst jetzt endgültig erfahren müssen, daß sie ihre Heimat verloren haben, die sie so lange in ihrer Erinnerung bewahrt hatten? Ist nicht doch der Verlust der Heimat als irreparabel und endgültig bestätigt geworden trotz der moderaten Töne, die man aus Prag oder Warschau hören kann, trotz des noblen, aber offensichtlich wenig erfolgreichen Kampfes des tschechischen Staatspräsidenten Vaclav Havel gegen die „kollektive Schuld des Vergessens“? Können eventuelle Fortschritte im Kampf um ein abstraktes Recht auf Heimat oder um ein Niederlassungsrecht der Sudetendeutschen, kann die vage, inzwischen unwahrscheinliche Möglichkeit, enteigneten Besitz zu erwerben oder dafür entschädigt zu werden, unter den veränderten Umständen ein Heimatgefühl schaffen? Lebt ihre Heimat nicht doch nur mehr in der Erinnerung?

Lassen Sie mich mit drei Beispielen erläutern, was ich meine.

Der Sohn des bekannten Böhmerwälder Heimatdichters Zephyrin Zettl, Dr. Walter Zettl, mit dem ich seit dem Wintersemester 1944/45 befreundet bin, als wir beide als verwundete entlassene Soldaten an der Universität Wien zu studieren begonnen hatten, formulierte die schmerzliche Erkenntnis, seine Böhmerwaldheimat für immer verloren zu haben, auch wenn sie nicht mehr durch den Eisernen Vorhang versperrt war, in den überzeugenden Versen seines episch-lyrischen Gedichts, *Šu mava*, das ist das tschechische Wort für Böhmerwald. Erlauben Sie, daß ich ein paar Zeilen daraus vorlese.

„Ich selbst bin dreimal zurückgekehrt in den Wald.

Das erste Mal

habe ich die Trauer um das Verlorene verloren. Das

zweite Mal

suchte ich das Herz der Moldau und fand den See

„Lipenska

*preheradni nádrž*“, der soweit ist, daß Schiffe

zwischen den neuen

Uferorten verkehren. Der riesige Staudamm hält die  
 Wasser der Moldau  
 wie eine andere Teufelsmauer zurück, die zwischen  
 dem Hirsch- und dem Kienberg der Gottseibeius  
 selbst aufgerichtet,  
 um die frommen Mönche vom Stift Hohenfurth zu  
 ertränken.  
 Beim dritten Male holte ich nach den versäumten  
 Abschied –  
 und das endgültig. Es war um das Fest „Panny Marie  
 Snežné“.  
 Als ich in Kasperské Hory in der Kirche  
 St. Margaretha  
 zur alten vertrauten Melodie den Priester das  
 „Asperges“  
 auf Tschechisch anstimmen hörte, da wußte ich: Hier  
 bist du nicht mehr daheim!

Was will er sagen: Heimat ist ihm mehr als das Haus, in dem er geboren und  
 aufgewachsen ist, mehr als die „hochgebauten schwarzen Wälder“, zu ihr ge-  
 hören die vertrauten Menschen mit ihren Schicksalen und der Melodie ihrer  
 Sprache.

Der erfolgreiche Autor Otfried Preußler, ganz gewiß kein Revanchist, erzählt  
 in der FAZ vom 12. August 1995, wie er bei seinen Besuchen nach 1965 in der  
 vormals deutsch gewesenen Stadt Reichenberg schmerzlich erfahren hat, wie  
 sie sich „von Mal zu Mal deutlicher ins tschechische Liberec verwandelt hat:  
 ein für uns schmerzlicher, jedoch heilsamer Prozeß“, schreibt er, „in dessen  
 Verlauf uns das Heimweh gründlich vergangen ist“.

Um eben dieses Heimweh aber, um die Heimat, wie sie war, als „Quelle, von  
 der seine Arbeit lebte“, zu bewahren, sei der trotz mehrmaliger Einladung aus  
 den USA nie mehr nach Prag zurückgekehrt, erzählte der Prager Schriftsteller  
 Johannes Urzidil Walter Zettl in Rom.

Wenn wir Sinn und Auftrag des „Tags des Heimat“ gerecht werden wollen, der  
 von Anfang an den Verlust der Heimat in den Mittelpunkt stellte, dürfen wir  
 nicht nur an die gegenwärtigen Vertreibungen im ehemaligen Jugoslawien, an  
 die 1945 aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen und an die 3 Millionen Aus-  
 siedler denken, die aus Kasachstan oder Rumänien in die BRD kamen. Wir  
 dürfen auch die Tausende nicht vergessen, die schon im 18. und 19. Jahrhun-  
 dert aus bitterer Not ihre Heimat verließen und ins angeblich gelobte Land,  
 nach Amerika, nach Rußland oder nach Ungarn auswanderten und oft genug  
 ins Elend fuhren. Wir müssen auch von den Tausenden nachgeborenen Bau-  
 ernsöhnen reden, die seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die tristen

Mietskasernen der Industriezentren gehen mußten, um Arbeit und Brot zu finden.

Das deutsche Wort Heimat hat eigentlich erst seit der Romantik bei den Bürgern der Ständegesellschaft als ein Gegenpol zur entwurzelnden Kraft der Großstadt, als Hort der beharrenden Kraft der Scholle, der heilen Welt, den sentimental Glanz bekommen, mit dem noch heute Leute wie Heino, die sogenannte volkstümliche Musik, die Heimatfilme und ein Teil der Mundartautoren und idyllisierenden Heimatmaler ihr einträgliches Geschäft machen. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das Wort Heimat eine „rauhe Wirklichkeit“. Sie war lediglich, wie es noch im Wörterbuch der Brüder Grimm heißt, „das land oder auch der landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden aufenthalt hat, das elterliche haus und besitzthum“. Wenn es um Heimat ging, hatten Polizei und Bürgermeisteramt, staatliche Hoheitsdiener und Notare kräftig mitzureden, wie Walter Jens sagte. Wenn zum Beispiel der ältere Bauernsohn das elterliche Gut übernahm und der jüngere im Rechtssinn heimatlos wurde und sich in der Welt umschauen mußte nach Sitz und Besitz, wenn Handwerksburschen, Dienstboten, Tagelöhner, entlassene Sträflinge wie jener berühmte Hauptmann von Köpenick, also diejenigen, die per se als heimatlos galten, ihr Heimatrecht anmeldeten und anmahnten.

An einem solchen Tag müssen wir auch an die Tausende politisch Verfolgter denken, die schon im vorigen Jahrhundert in die Schweiz oder nach Frankreich flüchteten oder emigrierten, vor allem aber an diejenigen, die in unserem Jahrhundert vor Hitlers Schergen flohen, nicht zuletzt an die Zehntausende, vielleicht Hunderttausende von Juden, die sich nach Palästina, nach England oder Amerika retteten – und damit gewann die Emigration, die oft zur lebensrettenden Flucht wurde, eine neue Größenordnung. Bei einem literaturbeflissenen Germanisten mußten Sie damit rechnen, daß er sich vor allem an Schriftsteller hält, ob arisch oder nicht, zumal ich überzeugt bin, daß sie Emigration oder Flucht am härtesten erlitten, da sie mit der Emigration und Flucht ihr Lebens- und Wirkungselement Sprache verloren. Carl Zuckmayer, der weit eher aus politischen als aus rassischen Gründen aus seinem schönen Haus bei Salzburg flüchten mußte, schrieb in Amerika: „Der Verlust des eigenen Sprachgebiets – es war, wie wenn man eine Pflanze mit allen Wurzeln aus dem Erdreich reißt.“ Und der bayerische Dichter Oskar Maria Graf, der sich sprachlich in den USA nie zurecht fand, sagte bei einer Ansprache in Amerika: „Es ist mir, dem Emigranten, der kein Englisch spricht, eine besondere Freude, vor Ihnen in meiner Muttersprache sprechen zu dürfen, denn in dieser Sprache bin ich aufgewachsen, ihr verdanke ich meine schriftstellerische Existenz, sie ist meine unverlierbare Heimat.“

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine Gruppe emigrierter meist jüdischer, aber deutsch schreibender Schriftsteller aus Böhmen und Mähren, vor allem aber aus Prag hinweisen, die zu Unrecht vergessen sind, Männer, deren oft

bedeutende literarische Werke Opfer der Politik wurden, wie Jürgen Serke in seinem Buch „Böhmische Dörfer“ schrieb. Sind Franz Werfel, Max Brod noch relativ bekannt, so sind die Bücher von Leo Perutz, Johannes Urzidil, Hans Natonek, Ludwig Winder, Paul Kornfeld fast alle verschollen. Doch galt für sie alle der bittere Satz Urzidils: „Meine Heimat ist, was ich schreibe“. Im amerikanischen Exil fühlte Urzidil wie schon Jahrhunderte vor ihm die exilierten Böhmen Amos Comenius und der Kupferstecher Wenzel Hollar, dessen Leben er beschrieb, ständig den Stachel des Heimwehs im Herzen: „Menschen geraten in fremde Länder. Dort ist Heimweh ihre Nahrung, Erinnerung ihre Stärke.“

Erinnerung ist aber, wie Zuckmayer sagt, nichts, was vorüberzieht, Bild für Bild betrachtet werden kann, sondern es ereignet sich eine vollständig gleichzeitige Präsenz aller jemals empfangenen und im Innern gespeicherten Eindrücke und Geschehnisse. Aus solchem Heimweh heraus gelang Urzidil die vielleicht schönste Novelle über das Leben Adalbert Stifters „Der Trauermantel“.

Von solchem Heimweh erzählt auch der sechste „Brief aus Prag und dem Böhmerwald“ von meinem Freund Leo Hans Mally, dessen Name ein Sträßchen in Deggendorf trägt.

„Ja Mutter, jetzt bin ich schon bald ein Jahr hier in Prag.  
Und ich weiß nicht, wohin mit die Zeit verlief;  
eine Woche ist hier – wie daheim ein Tag. (. . .)  
Oft ist mir nachts, die sausende Stadt wär ein Feld  
und das Korn rauscht mir breit zum Fenster herein;  
dann hör ich die Katzen am Dach wie die Waldeulen schrein  
und wundere mich, daß unser Tyras nicht bellt.  
Und der Mond reitet rund am Stadeldach,  
der Wald wächst schwarz zu den Sternen hin,  
aus den Wiesen läuten die Quellen zum Osserbach,  
und ich spür's, daß ich doch ein Bauernbub bin.  
Es muß halt jeder auf seiner Straße gehn,  
und die führt schon in das rechte Feld;  
man kann überall auf seinem Acker stehn,  
und es ist überall auch ein zuhause auf dieser Welt.  
Aber nur eine Heimat weiß am End unser Mund;  
und die, Mutter, die trag ich immer in mir.  
Und einmal wird es sein, dann lauf ich auch hundert Stund,  
bis ich wieder ihren guten Atem spür!“

Um eine schwierige Frage habe ich bis jetzt einen großen Bogen gemacht: wie ist es nun mit den 11 Mio. deutscher Vertriebenen, die nicht in ein Land frem-

der Sprache und Kultur, fremden Volkes, sondern zu den sogenannten deutschen Brüdern und Schwestern in die sowjetische, amerikanische, englische oder französische Zone gekarrt oder einfach nur über den Grenzbach vom Böhmischen ins Bayerische getrieben wurden, wie es Helma Flügel-Fritsche in ihren erschütternden Kreuzwegbildern in Philippsreut gemalt hat? Ich will jetzt nicht von ihren Schwierigkeiten und Belastungen reden, nicht von den bewundernswerten Beiträgen der Vertriebenen zum Wiederaufbau der Wirtschaft, sondern fragen: haben sie hier eine neue Heimat gefunden? Ist Bayern nur ihr „jetziges Wohnland“ geblieben, wie Prof. Sehling an dieser Stelle vor drei Jahren Bayern nannte? Sind sie die „heimatlosen Fremdlinge“ geblieben, wie sie sich vor 45 Jahren in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen bezeichneten? Ist es ihren landsmannschaftlichen Verbänden gelungen, ihre kulturelle, in Jahrhunderten gewachsene Eigenart zu bewahren und die Assimilation der zweiten und dritten Generation zu lenken? Lauter hunderte Mal gestellte Fragen, auf die es je nach Standpunkt verschiedene Antworten geben kann. Ob alte Leute, wie der Lettl-Bauer aus Walter Zettls Sumava-Gedicht, der, ein sonst immer fröhlicher Mann, der zum ersten und letzten Male geweint hat, als ihm seine Kinder drei saure kleine Früchte vom Zwetschgenbaum am Teich, wo einmal der Lettl-Hof stand, mitbrachten, ob sich solch entwurzelte alte Leute an eine neue Heimat gewöhnen konnten, glaube ich nicht. Wie widersprüchlich und qualvoll Jüngere ihre alte und neue Heimat erlebten, zeigten mir zwei Gedichte von dem früh verstorbenen Erwin Ott: „Oh du liebe, herrliche Heimat. Wer dir fern sein muß, der ist in Wahrheit der verlorene, friedlose Sohn. In dem schwelt das Heimweh nach dir alle Tage und Nächte, und es verzehrt ihn, wenn ihm der Weg zu dir verschlossen bleibt.“ Doch schrieb derselbe Mann, als er nach Gefängnis und Lager in der Tschechei „ausgesiedelt“ wurde: „Am 11. Juni 1946, Dienstag abend, bei strömendem Regen in die neue Heimat gekommen. Wo Deutschland ist, ist Heimat. Und Heimat ist Freiheit.“ Für ihn war damals verständlicherweise das Erlebnis der Freiheit das bestimmende Element der neuen Heimat, das das Heimweh nach der alten Heimat aber sicher nicht auslöschen konnte.

Daß auch das Grab und die heimatliche Erde zu diesem diffusen Wort „Heimat“ gehören, davon singen die Böhmerwäldler in ihrem Lied von der Wulda, aber auch die Heimatdichterin Emerenz Meier aus Schiefweg im Bayerischen Wald schreibt am 9. März 1923 an Auguste Unertl aus Chicago, wo sie ihre trübsten und glücklichsten Jahre erlebt hat, wie sie sagte, wo ihre liebsten Toten, ihre Eltern und sechs Geschwister, im Grabe ruhen, und schämt sich ein wenig der „Gefühlsduselei“ dabei: „Für den Fall, daß Ihr kommt, nimm mir ein paar Schnöpfel von der Erde unseres Familiengrabes im Waldkirchner Friedhof in einem Papierl mit . . . damit ich sie aufs Elterngrab streuen kann.“ Auch Gräber können also Heimat schaffen helfen. Die zweite und dritte Generation der Vertriebenen hat schon viele Gräber in deutschen Friedhöfen der

neuen Heimat zu pflegen. Gibt es einen festeren Kitt? Ich sehe mich darin bestätigt, daß Heimat mehr noch durch die emotionale Situation geschaffen wird als durch neue Wohnung und neuen Besitz. Ich glaube, daß zumindest die Kinder und Enkel der Vertriebenen von 1945 hier eine neue Heimat gefunden haben, in der sie mit den einheimischen Kindern zusammen aufgewachsen sind. Die alte Heimat der Eltern und Großeltern kennen sie nur aus deren Erinnerung, diese alte Heimat ist ihnen meist so fremd wie deren neue Bewohner. Aber das ist ein zu weites Feld, wie der Vater von Effie Briest zu sagen pflegte. Mit einem anderen Fontane-Wort ließe sich ein neuer Meinungsstreit einleiten. Den nämlich, daß uns erst die Fremde lehrt, was wir an der Heimat besitzen – Fontane hat dieses Statement an den Anfang seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ gestellt – oder daß man genausogut oder noch besser zu Hause bleiben solle und nur so seine Heimat lieben- und kennenlernen kann. In Henndorf am Wallersee ist am Geburtshaus des Heimatdichters Stelzhamer eine Steintafel angebracht, von dichtem Efeu umrankt; darin ist ein Vers von Stelzhamer eingemeißelt: „Dahoam is dahoam. / Wannst nôt furt muasst / so bleib./ Denn d’Hoamat is ehnta / Da zweit Muadaleib.“ Zuckmayer hat in seinen Exiljahren in Amerika dazu einen „Aber-Spruch“ gemacht, der so beginnt: „Der Mutterleib aber, mein lieber Mann, / Ist auch kein Ort, wo man bleiben kann. / Er stößt dich hinaus, er zwingt dich ans Licht –/ Er schenkt dir die Freiheit – ob du willst oder nicht . . .“

Noch viele Belege für beide Meinungen könnte ich anführen, Gedichte und Geschichten, von Hölderlin, Britting und Carossa, von Bienek, Mechthilde Lichnowsky u. a.

Ich könnte mich auch noch darüber auslassen, daß manche und nicht gerade die Dümmersten, behaupten, mehr als eine Heimat zu besitzen. Sie denken an Italien, das „die Deutschen im Blut haben“, wie die Deutsch-Römerin Marie Luise Kaschnitz schrieb, als ihre geistige Heimat: sie denken an die Toscana oder an Rom oder Paris.

Es gibt auch Leute, die auf die Heimat pfeifen, wie zum Beispiel der in München lebende tschechische Exilautor Ota Filip. Er sagte: „Der Begriff Heimat ist für mich ein Überbleibsel, ein überspannter, ja sogar heuchlerischer, hartnäckig überlebender Rest aus einer für mich übelriechenden Mottenkiste voll von gefälschten Sentimentalitäten aus dem 19. Jahrhundert.“ Denken in unserer modernen so mobilen Welt, in der so viele freiwillig oder von ihrem Beruf gezwungen, als Techniker, Beamte, Diplomaten bald hier bald dort ihren zeitweiligen Arbeits- und Wohnplatz haben, viele nicht ebenso wie Ota Filip?

Auch die deutschen Schriftsteller taten sich in der Mehrzahl nach 1945 schwer mit der Heimat und „dem ganzen Hof an Bedeutung“, den das Wort umfaßt. Und es dauerte ziemlich lange, bis sich einzelne, einsam zunächst, dann mit immer mehr Zustimmung dafür engagiert haben, dieses „schöne, originäre

Wort zu rehabilitieren“, nachdem es eine Zeit gegeben hatte, in der dieses einfache Wort für Blut und Boden stand, in der man dieses einfache Wort nur in Parenthese schreiben konnte, wie Horst Bienek in der Vorbemerkung zu den „Neuen Erkundungen eines alten Themas“ 1985 sagte. Allmählich aber setzte sich wieder das Wissen durch, daß „alle große Literatur und Dichtung weltgütig gewordene Heimatdichtung geworden ist“, wie Professor Alois Winklhofer in der Einleitung zu dem schönen Buch von Wilhelm Dieß „Die Heimat von der ich rede“ schrieb, daß auch die „Blechtrommel“ von Günter Grass in gewissem Sinn Heimatdichtung ist, in der seine Heimatstadt Danzig den Hintergrund bildet. Heimatdichtung in diesem Sinn sind auch die Bücher des Ostpreußen Siegfried Lenz und des Schlesiens Horst Bienek. Hier muß man aber anmerken, daß manch wertvolles Buch von Heimatvertriebenen von der Literaturkritik nicht zur Kenntnis genommen wird. Ein trauriges Beispiel dafür ist Josef Mühlberger, 1903 im böhmischen Trautenau geboren, der 1937 in der NS-Zeit Schreibverbot erhielt, nach dem Krieg von den Tschechen interniert wurde und dessen wertvolle Bücher in die heimatümelnde Ecke gestellt wurden.

Ich weiß nicht, welche Bedeutung Sie, hier im Saale, ganz persönlich dem Wort „Heimat“ beimessen. Ich gestehe, daß es mir viel bedeutet, als Erinnerung an meine Kindheit auf einem Dorf, das heute wie so viele andere eine Art fader Vorort von Passau ist, und als Bürger dieser Stadt Deggendorf, die zusammen mit der herrlichen Umgebung irgendwie meine neue Heimat geworden ist, in der ich schon bald 40 Jahre mit meiner Frau lebe, meine Kinder aufzog und arbeitete, in der ich auch einmal begraben werde. Für die ich mich auch engagiere, auf meine Art und auf meinem Gebiet. Und ich wünschte mir, daß dieses Deggendorf seine liebenswerten Eigenheiten, seine geistig-künstlerische Regsamkeit bewahren und nicht allzu fortschrittsgläubig auf bloß materielle Zuwächse setzen möge. Ich bekenne mich an diesem Tag der Heimat zur kritischen Heimatliebe, die nicht die Augen verschließt vor Schädigung oder gar Zerstörung unserer Städte und ihrer Umgebung sowie zum Regionalismus innerhalb der allzu gleichmacherischen und organisierfreudigen europäischen Gemeinschaft.

Aus vollem Herzen stimme ich Rudolf von Scholzens Worten zu, der schon vor 50 Jahren sinngemäß gesagt hat: „Je ferner uns die Zentren politischer und wirtschaftlicher Macht rücken, je umfassender ihre alles betreffenden Vorschriften werden, umso notwendiger wird die Besinnung auf Wesen und Eigenart unserer Region, umso unerläßlicher die Harmonie des Überschaubaren, umso tröstlicher die Vielfalt im Kleinen, umso mehr ist die Würde des Menschen und seine unsterbliche Seele in den schützenden Raum seiner Heimat gestellt.“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.